

Zeitschrift: Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift

Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz

Band: 63 (1984)

Heft: 4

Artikel: Gedanken zur kulturellen "Szene Schweiz" : über gesicherte Unsicherheiten

Autor: Sulzer, Alain Claude

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-340123>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

tionsprozesse von Musik öffentlich gemacht werden, dass die Ursachen und Auslöser des jeweiligen Werks, die Dringlichkeiten mit den Komponistinnen und Komponisten gemeinsam erarbeitet werden. Die bürgerlichen Künstler, die auftragsgemäss und «exemplarisch» für andere leiden, um das «menschliche Feld» ihrer kapitalen Auftraggeber scheinbar zu bevölkern, wären hier ihrer Aufgaben entledigt. Hat solches Leiden den Leidenden jemals geholfen? Nono zu seiner 1966 entstandenen Komposition «A floresta é jovem e cheja de vida», (Der Wald ist jung und voller Leben), die der nationalen Befreiungsfront von Vietnam gewidmet ist: «... der Umstand, dass ein Stück wie *(A floresta é jovem)* gegenwärtig

tig von den Geheimsendern der Guerilleros ausgestrahlt wird, ist mir viel wichtiger als alles, was im Rahmen des offiziellen Musikbetriebs über meine Musik gesagt wird.» Nonos konsequente Suche nach Klängen des Umbruchs, die Heftigkeit seiner Appelle, alle Mittel zum Kampf gegen Imperialismus einzusetzen und immer neue zu erfinden, und die sorgfältige Leidenschaft seiner Sprache machen seine Musik unersetzlich in der gleichzeitigen Agitation auf allen Ebenen (von der Basis zum Überbau). Seine Musik ist Wegweiser und schon Bestandteil einer neuen Kultur, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, zusammenhängende Lebensräume zu schaffen.

Nono: «Musik schreiben, in einem elektronischen Studio oder

zu Hause an Musik denken ist dasselbe, wie bei den Streiks der Arbeiter, den Zusammenstössen mit der Polizei, an den Streikposten vor einer Fabrik teilzunehmen, ich sehe also keinen Unterschied: Es ist nur ein anderes Moment. (...) Für sie schreibe ich meine Werke (...), für die Kräfte, die die Welt von morgen vorbereiten.»

«A floresta é jovem» ist dem tödlich verunfallten Luciano Cruz, einem der jungen Leiter der Bewegung der revolutionären Linken, gewidmet. Die Widmung: «Für Luciano Cruz, zum Leben.»

(Teil II folgt)

Zitate aus: Jürg Stenzl, «Luigi Nono — Texte und Studien zu seiner Musik», Atlantis-Verlag 1975.

Gedanken zur kulturellen «Szene Schweiz»

Über gesicherte Unsicherheiten

Von Alain Claude Sulzer

Vom 1. September bis 12. Dezember 1983 fand in Bonn, Köln und Bielefeld die Veranstaltungsreihe «Szene Schweiz: Literatur, Kunst, Film, Musik, Tanz, Theater» statt. Über drei Monate lang, beinahe täglich, kamen Künstler aus der Schweiz, um ihre Werke zu exponieren. Alain Claude Sulzer, in Köln lebender Schweizer Schriftsteller, der ebenfalls an mehreren Veranstaltungen teilnahm, hat sich einige Gedanken sowohl über die Situation der Schriftsteller, als auch über ihm persönlich wichtig erscheinende Begegnungen während der «Szene Schweiz» gemacht.

Der Schriftsteller braucht einen Lektor, die Veröffentlichung seiner Arbeit, die Rezensionen, die Möglichkeit zur Auseinan-

dersetzung mit den Lesern. Er braucht also Bestätigungen, die ihm eine Art von Sicherheit geben. Bestätigungen sind Hilfen für seine Arbeit in der gewollten, immer wieder neu zu suchenden Einsamkeit, in der die Zweifel nicht geringer werden, solange er tatsächlich arbeitet. Was der Schriftsteller jedoch ebenso dringend braucht wie die aufgezählten Arten von Sicherheit, und das steht hier ohne Ironie und ohne Pathos, ist Geld, um zu leben, damit er arbeiten kann. Mag der Schriftsteller sich noch so sehr als Künstler verstehen, als einer, der sich möglichst oft absetzt, er kann nicht so hirnverbrannt sein, zu seinen Sicherheiten nicht auch — und oft vor allem — die finanziellen Sicherheiten zu zählen. Sind sie nicht mehr

gegeben, kann er nicht mehr tun, was er will. Keine Neuigkeit, gewiss nicht.

Geld mit einer Beschäftigung zu verdienen, die von allen Seiten als nutzlos betrachtet wird, ist besonders schwer, manchmal deprimierend. Der Schriftsteller ist froh um jedes Almosen, das ihm zugeschoben wird, als handle es sich um eine Menge Geld. Mit einem Buch verdient man fast nichts. Doch darüber schweigen sich Verlage und Interessierte und letztlich auch Autoren aus. Über Geld zu sprechen, ist, wie überall, peinlich.

Wenn mir eine Lesung angeboten wird, gehe ich hin und lese hauptsächlich vor, weil ich dafür Geld bekomme.

Es gibt sicher auch Schriftsteller, die es sich leisten können,

aus anderen Gründen vor Zuschauern, die sich das Lesen durch Hören ersparen, zu erscheinen.

«Szene Schweiz», die drei Monate dauernde Kulturschau in Nordrhein-Westfalen, bot mir und anderen Schriftstellern, deren Beweggründe, aufzutreten, ich nicht kenne und nicht interpretieren will, die Möglichkeit, Geld zu verdienen. Aber sie bot mir auch die Möglichkeit, mit anderen Schriftstellern zusammenzutreffen. Ruhigen Gewissens konnte ich Teile des Verdienten in der Kneipe wieder ausgeben.

Weil die Arbeit des Schriftstellers im Gegensatz zur Arbeit etwa eines Handwerkers nichts verändert, haben die meisten Autoren wohl längst verinnerlicht, es sei verständlich, selbstverständlich, dass ihre Arbeit so gut wie nicht bezahlt werde. So gut wie nicht, wie gut ist das?

Wir reden über die Veränderung, über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, durch Schreiben etwas zu verändern. Wir schreiben keine Veränderung, sobald wir schreiben.

Der persönlichen Betrachtungsweise entsprechend, glaubt der eine an die Möglichkeit, der andere an die Unmöglichkeit. Aber über Glauben oder Unglauben gehen die Erkenntnisse und Bekenntnisse nicht hinaus. Beides ist nicht nachweisbar. Niemand verlangt den Beweis. Über beides lässt sich verbal streiten. Am Schreibtisch spielt weder die eine noch die andere Einstellung eine Rolle.

Anderen mag es anders ergeben, aber manchmal gefährdet die Einsicht in die Wirkungslosigkeit der Wörter die Arbeit. Wohin man schaut, sieht man, dass durch Worte nichts mehr zu ändern ist.

Aber auch diese Erkenntnis muss kein Grund zur Aufgabe des Schreibens sein.

Dass wir im Gegensatz zum Handwerker nichts verändern, haben die andern längst begriffen. Deshalb fehlt *uns* das Geld. Ist es denn nützlich, aus weissem Papier beschriebenes Papier zu machen? Darüber lassen sich viele kluge Theorien aufstellen, und sie wurden aufgestellt. Aber wem leuchten sie ein? Doch nicht jenen, die Literatur als überflüssig empfinden.

Sobald der Schriftsteller vor einer Menschenansammlung sitzt, um vorzulesen, was er, allein am Schreibtisch, gearbeitet hat und dann veröffentlichte, erhält er für Augenblicke nicht nur die Bestätigung, dass sein Beruf zwar nutzlos, aber nicht ohne einen Sinn sei, sondern hinterher auch Geld. Eine wichtige Anerkennung, nicht die wichtigste. Eine Anerkennung, die meistens länger anhält, als die kurze Freude über das durch Anwesenheit bekundete Interesse einiger Literaturfreunde, deren Beweggründe, vor dem Schriftsteller zu erscheinen, unklar bleiben.

Ich selber besuche selten Lesungen. Seitdem ich selber vorlese, gehe ich öfter hin, obwohl ich nur mit halbem Ohr zuhören kann, da ich immer auch damit beschäftigt bin, mir den Text bildlich vorzustellen. Dann merke ich plötzlich, dass ich längst nicht mehr zuhöre. Und schon habe ich den Faden verloren.

Ich bin jedesmal von neuem erstaunt, wenn ich für eine literarische Arbeit Geld überwiesen oder in die Hand gedrückt bekomme. Er freut mich. Es ist die Freude des Siebzehnjährigen, der seinen ersten Lohn erhält und in die nächste Schallplattenhandlung rennt, um genau die Platte zu kaufen, die sich als zerkratzt herausstellen wird.

Die Einsicht in die Nutzlosigkeit der schriftstellerischen Arbeit hat sich längst wie eine er-

wiesene Tatsache auch in mir verankert. Daher immer wieder die Freude des Siebzehnjährigen. Positiv betrachtet handelt es sich um die positive Freude an wenig. Negativ betrachtet befindet ich mich dann wohl jeweils im Zustand sozialer Pubertät.

— Nebenbei: Es muss unterschieden werden zwischen Nutzlosigkeit und Sinnlosigkeit der Literatur, zwischen Nutzlosigkeit und Unnütz... —

Ich möchte nicht den Eindruck erwecken, als schreibe man, um Geld zu verdienen. Am Schreibtisch spielt das Geld keine Rolle. Aber ich möchte auch nicht so tun, als sei es verabscheuenswert, für die schriftstellerische Arbeit mehr Geld als üblich zu verdienen. Ich bin mir darüber im klaren, dass sich durch meine Beschwörung, von der ich nicht weiß, an wen ich sie richten soll, nichts ändern wird.

Ich war nicht erstaunt, dass während der vier Tage, an denen wir fünf — Margrit von Dach, Thomas Hürlimann, Reto Häny, Peter Weibel und ich — vor dem Publikum standen (vor möglichen Lesern, die üblicherweise anonym bleiben), um uns «darzustellen», immer wieder die Frage auftauchte, wovon wir denn eigentlich lebten. Eine Frage übrigens, die im Alltag — das ist kein Witz — vorwiegend (mir jedenfalls) von Ärzten, nicht etwa von Verlegern gestellt wird.

Die Frage kam aus dem Publikum. Erst nachdem wir nicht mehr auf dem Podium sassen. Aber sie tauchte auch unter uns fünf Schriftstellern auf. Darüber, dass man von Literatur nicht leben kann, sind sich alle einig.

Die Frage ist, wovon der andere eigentlich seine Miete bezahlt, wovon er isst, trinkt, sich unterhält.

Wie auch immer die einander ähnlichen Antworten ausfielen,

am andern gab es weder etwas zu beneiden noch etwas zu be-mitleiden. Ich glaube, dass wir uns, so verschieden unsere Arbeit inhaltlich auch sein mag, über unsere Situation im klaren sind.

Wir fünf Schriftsteller aus der Schweiz, die nicht alle in der Schweiz leben, bestritten die letzten Literaturveranstaltungen der «Szene Schweiz». Vor uns hatten, von der Öffentlichkeit mehr oder weniger beachtet, bereits andere gelesen und diskutiert.

Ich bin nicht der Sprecher der vier anderen. Was sie betrifft, bin ich an dieser Stelle, auch über sie schreibend, weil mir ihre Anwesenheit wichtiger wurde als die Veranstaltungen, ein Beobachter.

Als welche Art von Narren, sanktionierten Aussenseitern oder Überflüssigen wurden wir vom Publikum eigentlich eingestuft? Ich weiss es nicht, und ich weiss nicht, wie die anderen vier es sehen.

Die vier habe ich aus der Nähe und aus der Ferne gesehen. Aus der Nähe des persönlichen Umgangs und aus der scheinbaren Ferne ihrer Arbeiten, die ich, nicht anders als unsere Zuhörer, nicht anders als die vier andern, nur zum Teil oder gar nicht kannte.

Vielleicht ist es verquer, die Frage zu stellen, ob uns der andere Ort, die «Szene Schweiz», zu Schriftstellern machte. Mir jedenfalls kam es so vor. Welche Arbeit ich tue, weiss ich, darüber muss ich nicht unterrichtet werden. Aber in den persönlichen Beziehungen zu Nicht-Schriftstellern spielt der Beruf keine Rolle. Der Umstand, Schriftsteller zu sein, verführt Menschen, die nicht schreiben, zu sehr wenigen Fragen; es sind immer dieselben:

Was ist das Thema deines nächsten Buchs? Welche Themen behandelst du im allgemeinen? Kann man davon leben?

Ich hatte während der Kölner Tage, in denen ich etwas wie Komplizität zwischen «uns» fünf verspürte, zum erstenmal den Eindruck, ich sei wirklich ein Schriftsteller, so absurd das angesichts vieler Hörspiele und eines veröffentlichten Romans auch tönen mag. Woran es lag, werde ich hier vermutlich nicht erklären können.

Man lebt mit Vorstellungen. Seit meiner Kindheit lebe ich selbstverständlich auch mit Vorstellungen von Schriftstellern und ihrer Lebensweise; einige dieser Vorstellungen sind prägend, selbst wenn sie wieder vergessen wurden. Jean-Paul Sartre hat darüber ausführlich in den «Wörtern» geschrieben, einem Buch, das man jungen Schriftstellern gar nicht empfehlen sollte, da es sicher keine Selbstverständlichkeit ist, dass eintritt, was man sich, wie damals der kleine Jean-Paul, wünschte.

Es wurden in diesen «Schriftstellertagen» weder Probleme des Schreibens gelöst noch tiefgründig erörtert. Übers Schreiben wurde kaum geredet. Es war nicht notwendig. Es gab, jedenfalls bei mir, jene Anspannung nicht mehr, sich ständig für diesen Beruf rechtfertigen, also quasi entschuldigen zu müssen.

Es war im übrigen angenehm, dass der letzte Abend — mit Margrit von Dach und Thomas Hürlimann, nach deren Lesung — mit einem sogenannten Miss-ton endete, als nämlich ein Kölner Kritiker, der mit uns und anderen am Tisch sass, Forderungen an die Literatur zu stellen begann. Etwa, am lautstärksten, die Forderung nach formaler Innovation.

Wir haben uns das eine Weile angehört, uns übend in der «Auseinandersetzung» mit Li-

teratur. Schliesslich ist Thomas geplatzt und aufgestanden, nachdem der schon ziemlich betrunken Kritiker behauptete, in den Lektoraten der Verlage werde wohl um Annahme oder Ablehnung von Manuskriptem gewürfelt. Die Tischrunde wurde aufgehoben, wir konnten uns von jenen trennen, denen wir immer wieder erklären müssen, wovon wir leben oder, noch schlimmer, weshalb wir eigentlich schreiben.

Für einen Augenblick brach, durch diesen sogenannten Miss-ton, der schöne Klang von aussen, fünf Tage lang in Köln zelebriert, zusammen. Es ergab sich ein besserer, realistischer Klang in «uns». Was haben wir zu erwarten, was erwarten wir, wer sitzt da unten und hört zu? Ich weiss es nicht. Ich will nicht behauptem, dass ich es nicht wissen möchte.

Die Auseinandersetzung mit dem Leser kann, befürchte ich, nicht stattfinden. Will ich sie? Wird sie wirklich, falls es sie einmal gibt, in meiner Arbeit etwas verändern?

Da sich mir in diesen wenigen Tagen sehr viel Eindrücke vermittelten, kommen an dieser Stelle auch viele Eindrücke aufs Papier. Mag sein, dass sie Verwirrung stiften, weil sie ungeordnet sind, es ist nicht einfach, sie zu ordnen. Die vielen Eindrücke haben keinen ganzen Eindruck ergeben und können keinen ganzen Eindruck vermitteln.

Über diesen Beruf nur theoretisch zu schreiben, wie so oft geschah und weiter auch geschehen muss, reicht nicht aus. Reicht aber wozu nicht aus?

Die Beziehungen zwischen Schriftstellern, seien sie locker oder stark, sind für ihre Arbeit nicht sehr wichtig, sicher aber auch nicht bedeutungslos. Kein Schulterklopfen, sondern Komplizität trotz der verschie-

denen Gefühle und Einsichten, trotz der verschiedenen Arbeiten, der Romane, Erzählungen, Gedichte und Theaterstücke. Es schien mir, als seien wir, auf ungeklärte, unklare, aber nicht sentimentale Weise aufeinander angewiesen; nicht für die Arbeit, nicht in der Arbeit, sondern in unserer Stellung zum Draussen, zur Öffentlichkeit, die stets etwas mehr oder etwas anderes verlangt, als das, was wir geschrieben haben, eine Erklärung, die wir zu geben nur unvollständig imstande sind.

Ich bin weder bereit noch fähig, über etwas anderes als einen kleinen Teil meiner Arbeit zu sprechen, die sich in der Einsamkeit, in der gewollten, nicht aufgezwungenen Einsamkeit vollzieht und aus Erinnerungen schöpft, die nur durch die Arbeit des Schreibens und Auslassens mitteilbar ist. Ich kann zwar darüber reden, wie ich arbeite, aber nicht, warum ich schreibe, wozu und warum gerade dies und nicht jenes. Meine Antworten auf solche Fragen werden sich im Lauf der Zeit ändern. Mit dem Text, an dem ich gerade schreibe, und durch den Text, an dem ich gerade schreibe. Schreiben ist kein System, das von einem interessanten Menschen erfunden wurde, der nun sein Leben lang versuchen muss, dieses System mit Beweisen zu füllen, bis es ein möglichst unumstößliches Gebäude ist.

Trotzdem muss ich reden, wie die andern auch. Auch beim Reden muss ich auslassen; nur weiss ich nicht, ob ich jeweils am Falschen oder Richtigen spare. Zwei Abende lang, während je etwa zwei Stunden, haben wir fünf über «Autoren und ihre Erstlinge» geredet. Dies, nachdem eine Woche zuvor hier in der Bundesrepublik Deutschland, wo ich seit fast sechs Jahren lebe, die Stationierung amerikanischer Raketen beschlossen worden war. Wäh-

rend wir redeten, wie man sich zum Erstling verhält, rollten bereits die Lastwagen mit Teilen des tödlichen Instrumentariums, das uns vielleicht sehr bald vernichten wird. Während man über Romanerstlinge und ihre Bedeutung zu sprechen versucht, fällt es leicht, die Lastwagen zu vergessen. Es fällt sogar leicht, die Nutzlosigkeit des Schreibens angesichts jener Lastwagen für lange Augenblicke zu vergessen.

Vielleicht weil wir *Schweizer* Schriftsteller sind, wurde in Köln und Bonn nicht nach unserer «politischen Einstellung» gefragt. Wir mussten keine Einschätzung der Lage abgeben. Die engagierte Literatur ist sicher nicht tot, auch in den Gehirnen der Schriftsteller nicht, aber der Begriff scheint sich abgenutzt zu haben. Vermutlich auch, weil er eine Literatur zu benennen versucht, die nicht mehr erreichte als Prousts «Suche nach der verlorenen Zeit». Deutsche Zuhörer wollen (nicht nur von Schriftstellern) oft nur — Zum wievielten Mal? Als müssten sie eine eigene Illusion zerstören — hören, dass wir, die wir unter dem Etikett «neue Schweizer Literatur» laufen, wissen, dass die Schweiz nicht nur aus Alpen, Schokolade und Urdemokratie besteht. Sofern wir das nicht immer wieder klarmachen, entsteht wahrscheinlich der Eindruck, wir seien lauter Prediger der Innerlichkeit.

Was wir genau sind, ausser Schriftstellern, kann man nur in den einzelnen Büchern nachlesen und interpretieren. Dazu braucht man uns nicht aufs Podium zu bemühen.

Ich bin, so wurde mir gesagt, der einzige Schweizer Schriftsteller, der, ohne besondere Absichten übrigens, in Köln lebt. Ich bin nicht hier, um Deutschland kennenzulernen (das ergibt sich von selbst), aber auch nicht, um aus der Schweiz

heraus zu sein; obwohl ich zugeben muss, dass ich, trotz allem, war hier geschieht, nicht mehr, noch nicht wieder in der Schweiz sein möchte. Dieses «Geständnis» ist nicht wichtig, dimensionslos.

Während vier Tagen sollte die Auseinandersetzung mit den nun sichtbaren Lesern stattfinden. Weder ergab sie sich bei den Lesungen (mit einer Ausnahme), noch fand sie während der Diskussionen wirklich statt. Wie müsste sie aussehen, um diesen Namen zu verdienen? Was auch immer vor dem Publikum geschieht, es hat kaum etwas damit zu tun, was ein Autor versucht, immer wieder versucht, ständig in der Hoffnung, dass der Versuch gelingt.

Über die Bücher — Margrit von Dachs «Geschichten vom Fräulein», Thomas Hürlimanns «Die Tessinerin», Reto Hännys «Ruch» und «Zürich, Anfang September», Peter Weibels «Schmerzlose Sprache» und mein «Das Erwachsenengerüst» — wurde nicht gesprochen. Die Bücher verschwanden im Hintergrund. Wozu waren wir also da? Wozu waren die Zuhörer da?

Da sassen wir, getrennt von unseren Büchern, leibhaftig, in einem zumindest mir ungewohnten, unalltäglichen Rahmen. Vor Menschen, von denen ich nicht weiss und nicht erfahre, was sie wissen wollen oder wissen wollen könnten. Ich weiss nicht, nach welchem Buch auf Grund welchen Eindrucks, sie später greifen werden.

Wird sich der eine oder andere nach einer — ich spreche für mich — aus der Luft gegriffenen Argumentation richten? Sass ich da, damit mein Buch verkauft wird?

Ich habe, wie die anderen auch, zu argumentieren versucht. Ich habe die Wörter und Sätze aus der Luft gegriffen. Ich musste über Dinge sprechen, über die ich zuvor nicht genügend nach-

gedacht hatte. Mögen einige dieser Dinge für die gesellschaftliche Bedeutung des Schriftstellers noch so wichtig sein; sie sind es nicht für meine Arbeit am Schreibtisch.

Nicht alles, was ich meine sagen zu müssen, kann in die literarische Arbeit eingehen. Aber wo sonst kann ich versuchen, sie auszudrücken?

Wen interessiert es, was mir und anderen der «Erstling» bedeutet?

Wir waren Einzelne, wir waren nicht die Verkörperung einer Literaturszene, und wir wurden von Samuel Moser, dem Diskussionsleiter, auch nicht als solche vorgestellt.

Was immer diese neue Schweizer Literatur auch ist, ganz bestimmt ist sie kein Programm. Das Erstaunen, dass es sie überhaupt gibt, ist, von Deutschland und Österreich aus betrachtet, verständlich: Wir haben nicht jene grosse Zahl von Vorgängern, auf die sich deutsche und österreichische Autoren «stützen» können. Unsere literarische Tradition muss sich an einigen wenigen Figuren festhalten; besondere Stützen sind sie mir nicht.

Hans Bender — im Publikum — gab dem Erstaunen Ausdruck. Vor einigen Jahren sah es noch so aus, als habe die Schweizer Literatur mit Frisch und Dürrenmatt den Höhepunkt und somit auch ihr vorläufiges Ende erreicht.

Sind die Schweizer «im Kommen», weil ihre Ablösung von der kleinen Schweiz ihnen endlich die Möglichkeit zum vielseitigen, von der Kleinheit des Landes weniger belasteten Schreiben bot?

Haben wir uns in ganz anderem Mass als die Kriegsgeneration von der Schweiz gelöst, weil nicht mehr die Schweiz von aussen bedroht wird, sondern die ganze Welt in zwei extreme Welten gespalten wurde, sie sich nun gegenseitig bedrohen?

Diese neue Schweizer Literatur ist nicht mehr entweder Abkehr oder Zuwendung zur Schweiz. Es gibt seit einigen Jahren den normalisierenden Mittelweg, den andere Literaturen längst beschreiten. Die Welt ist so klein und gefährlich geworden, dass die Beengung in der Schweiz ein geringes Problem geworden ist. Die Grenzen sind offener als vor zwanzig Jahren. Aber die Gefahren haben diese Grenzen auch überschritten. Wir fünf Schriftsteller, und das ist sicher nicht bedeutungslos, haben weder öffentlich noch unter uns über die Probleme «mit der Schweiz» gesprochen. Kleinheit und Enge scheinen bereits Worte einer anderen Generation zu sein. Die Schweiz ist kein Tabu mehr, dank der Älteren. Es ist kein Tabu mehr,

sie anzutasten; ihr Mythos ist zerbröckelt; an einem toten Mythos wird das Leiden gering. Vielleicht sehe ich, etwas verstohlen, die Schweiz bereits mit den Augen des Touristen, der zwar viel kennt, auf die Erkenntnis aber keinen grossen Wert legt. Mit diesen Augen betrachtet, lässt sich über ein Land kaum noch streiten; es kann einigermassen objektiv betrachtet werden. Möglich, dass ich nur noch das eine, nicht aber das andere sehe, nur noch das Schlechte, nur noch das mögliche Gute, nicht mehr das Gute. Wir waren hier in Köln Einzelne aus der Schweiz; jeder für sich fing Einzelheiten auf. Jeder sieht sie mit einem anderen Blick. Das ist unser Beruf.

Köln, im Dezember 1983

Ernst Därendingers «Engerling»

Zeit zur Wende

Gelesen von Michael Kaufmann

Bücher von Bauern. Na ja. Da hat man Vorurteile. Wenn's nicht gerade Ulrich Bräker, der arme Mann aus dem Toggenburg, Freigeist, Denker und Bauer des 18. Jahrhunderts ist, rümpft der Literat die Nase. Er kennt sie ja, diese Blut- und Boden-Schauerbücher, voll dampfender Scholle und kerngesunder Bauernfamilien, wo Armut, Ausbeutung und karges Leben mit Alpenglühn, Kuhtreicheln und rotbackigen Bauernmädchen hinwegidealisiert werden.

Und nun kommt der Bauer Ernst Därendinger daher mit seinem «Engerling». Mit seiner eigenen Entwicklungsgeschichte und der bewussten Verwandlung zum Maikäfer, zum anderen Menschen.

Behutsam, vorsichtig, wie's dem Emmentaler nachgesagt

wird, beginnt er sich den Worten über sein Leben entlangzutasten. Am Anfang ist alles noch ein wenig unklar, unbeholfen. Sprache muss entwickelt, muss beim Schreiben gelernt werden.

Es ist seine Sprache, sein Redefluss, sein Charakter, so wie ich ihn das erste Mal bei ihm auf seinem Bauernhof bei Morges gehört habe, an einem lauen Sommerabend 1977, nach der staubigen Getreideernte. Ja, genauso hat er erzählt, langsam beginnend, immer klarer, heftiger und engagierter werdend, wie er als Bauer in der Genfer Fremde miterlebt hat, was Bodenspekulation, was Fremdbestimmung, Naturzerstörung und Kapitalmacht heisst und wie schwierig es ist, dagegen etwas zu tun. Dagegen etwas tun. Das war's. Und das ist's auch